

Vykypěl, Bohumil

Adolf Erhart (31. Mai 1926 - 11. August 2003)

Sborník prací Filozofické fakulty brněnské univerzity. A, Řada jazykovědná. 2004, vol. 53, iss. A52, pp. [146]-158

ISBN 80-210-3419-X

ISSN 0231-7567

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/101224>

Access Date: 21. 02. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University provides access to digitized documents strictly for personal use, unless otherwise specified.

- Gonda, J.: *De indische godsdiensten* (Den Haag 1955) – *Museum* 63, 1957, 13–14.
- Hiersche, R.: *Untersuchungen zur Frage der Tenuis Aspiratae im Indogermanischen* (Wiesbaden 1964) – *IJ* 9, 1966, 218–227.
- Kanga, E.M.F., Sontakke, N.S., eds.: *Avestā, The Sacred Scripture of the Parsees*, edited in Devanāgarī script (Poona 1962) – *IJ* 8, 1965, 294–297.
- Krahe, H.: *Indogermanische Sprachwissenschaft I* (Berlin 1958) – *Museum* 64, 1959, 140–141.
- Kuryłowicz, J.: *Laccentuation des langues indo-européennes* (Kraków 1952) – *Lingua* 5, 1956, 324–326.
- Landau, O.: *Mykenisch-Griechische Personennamen* (Göteborg 1958) – *MNEMOSYNE* Ser. IV, Vol. 12, 1959, 80–83.
- Lehman, W.P.: *Proto-Indo-European Phonology* (Austin 1952) – *Lingua* 5, 1956, 319–324.
- Mayrhofer, M.: *Kurzgefasstes etymologisches Wörterbuch des Altindischen*, Lief. 1, 2–13 (Heidelberg 1953, 1954–58) – *Museum* 59, 1954, 116–120; 64, 1959, 209–213.
- Mayrhofer, M.: *Sanskrit-Grammatik mit sprachvergleichenden Erläuterungen* (Berlin 1965) – *IJ* 9, 1966, 149–150.
- Menasce, J.P. de: *Une encyclopédie mazdéenne, Le Dē nkart* (Paris 1958) – *IJ* 7, 1964, 220–224.
- Pokorny, J.: *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch*, Lief. 1–4, 5–7, 8–12 (Bern-München 1948–50, 1951–53, 1954–58) – *Museum* 56, 1951, col. 81–85; 59, 1954, col. 1–4; 64, 1959, 213–214.
- Stenzler, A.F.: *Elementarbuch der Sanskrit-Sprache*₁₄ (Berlin 1960) – *IJ* 4, 1960, 179–182.
- Thieme, P.: *Mitra and Aryaman* (New Haven 1957) – *IJ* 3, 1959, 207–212.
- Thumb, A.: *Handbuch des Sanskrit, I. Teil: Grammatik, I. Einleitung und Lautlehre*₃ (Heidelberg 1958) – *Lingua* 8, 1959, 424–441.
- Turner, R.: *A Comparative Dictionary of the Indo-Aryan Languages*, Fasc. 1 (London 1962) – *IJ* 8, 1964, 67–70.
- Wackernagel, J.: *Altindische Grammatik. Nachträge zu Band I, Nachträge zu Band II, I* (Göttingen 1957) – *Kratylos* 4, 1959, 159–168.

Michael Witzel (witzel@fas.harvard.edu),
Václav Blažek (blazek@phil.muni.cz)

Adolf Erhart

31. Mai 1926 – 11. August 2003

Im Sommer des vergangenen Jahres wurde die sprachwissenschaftliche Gemeinde durch die Nachricht über den Tod Adolf Erharts betrübt. Nur zwei Jahre nach dem Erscheinen des Sammelbandes, in dem zweiundzwanzig Sprachwissenschaftler mit ihren Beiträgen Erhart anlässlich seines 75. Geburtstages gefeiert haben (Šefčík–Vykypl 2001), sind also Erharts Nachrufe zu schreiben. Sicherlich werden Erharts Bedeutung und Verdienste von denen genügend geschildert und betont, die berufener als der Autor dieser Zeilen sind. Eine Skizze des fruchtbaren wissenschaftlichen Lebens Adolf Erharts habe ich im erwähnten Sammelband verfasst (Vykypl 2001). An dieser Stelle möchte ich mich an meinen Lehrer anders als in Trauer erinnern: Ich möchte über das schreiben, was mir selbst im Werk Adolf Erharts inspirierend erschienen ist. Man wäre geneigt zu sagen: Erharts ganzes Werk ist ja inspirierend – durch seine neuen Lösungen mancher alter Probleme, durch seine tiefe Akribie, durch seine klare Überzeugung über den Sinn der wissenschaftlichen Arbeit. Dennoch erwähne ich nur einiges.

1. Tomáš Hoskovec (2001) hat bei Erhart eine glossematische Spur konstatiert. Ich glaube, dass diese Nähe zu Louis Hjelmslev wichtig ist: Es handelt sich um einen der Aspekte in Erharts wissenschaftlichem Werk, welche ihn originell machen. Niemand anderer hat in einer solchen klaren und konsequenten Weise die Grundsätze des neopositivistischen Strukturalismus in der Indogermanistik anzuwenden versucht (nicht einmal Jerzy Kurylowicz). Erharts Verhältnis zu Hjelmslev ist jedoch mehr eine Wahlverwandtschaft. Seine Arbeiten zur indogermanischen Morphologie ähneln bei weitem nicht der Alphabetazauberei der *Catégorie des cas* oder der hohen Philosophie des *Omkring sprogteoriens grundlæggelse*, von der kompromisslosen Definitionsflut des *Résumé of a Theory of Language* gar nicht zu reden. Bei Erhart sieht alles äußerlich viel traditioneller oder normaler aus. Was Erhart und Hjelmslev gemeinsam haben und was sie vom phänomenologischen Strukturalismus unterscheidet, ist etwas anderes. Es ist die Erkenntnis, dass wichtiger als die Empirie (im üblichen Sinne des Wortes) die klare und strenge Methode ist, denn die Wissenschaft kann ihr Objekt – im Unterschied zur Metaphysik – nicht direkt erfassen und braucht ein Beschreibungs- und Kontrollinstrument. Sowohl Hjelmslev als auch Erhart sind zu dieser Erkenntnis angesichts der Aufgabe der indogermanischen vergleichenden Sprachwissenschaft, d.h. angesichts der Re-Konstruktion der Ursprache gelangt: Da das Objekt der Indogermanistik von sich selbst absent ist, kann man sich auf keine empirische Evidenz oder objektive Realität berufen; alles, was zur Verfügung steht oder gestellt werden kann, ist die Methode, im Falle der Indogermanistik die Methode des Rekonstruierens. Man muss daher immer zunächst eine Methode als Instrument haben, und erst dann kann etwas beschrieben werden. Hjelmslev versuchte sein ganzes Leben ein allgemeines Beschreibungsinstrument zu schaffen, Erhart hat seine Bemerkungen darüber in seinen einzelnen Texten verstreut. Über beide gelten die Worte von Hoskovec (2001, 11): „Er vergleicht die einzelnen Sprachen konsequent mit Hilfe von einheitlichen apriorischen Beziehungen.“ Aus einer anderen Perspektive lässt sich auch die Behauptung von Pavel Trost (1973, 251) auf die beiden Forscher beziehen: „Dieses großartige Entwicklungsmodell könnte nur vom Standpunkte eines anderen, abgerundeten Modells berechtigt kritisiert werden, eines Modells, das mehr und besser erklären würde. Das Hauptkriterium der Beurteilung kann hier nur die explikative Kraft des Modells darstellen.“ Dies gilt dabei nicht nur für die Entwicklung, sondern auch für die Sprachstruktur selbst; um mit Hjelmslev (1973, 205) zu sprechen, ist diejenige Lösung realistischer, die mehr erläutert: „La langue exige pour être comprise une observation intellectuelle.“

Angesichts der Situation der Indogermanistik (und der vergleichenden Sprachwissenschaft überhaupt) wird man sich auch einer weiteren Tatsache bewusst, und zwar dass die Manifestation der sprachlichen Form für deren Beschreibung irrelevant ist, denn niemand kann ja mit Sicherheit sagen weder, wie die „Laute“ der indogermanischen Ursprache ausgesprochen oder sogar geschrieben wurden, noch, welche Bedeutung die indogermanischen „Wörter“ hatten. Nicht zufällig hat Hjelmslev für die Erläuterung seiner formalen Theorie häufig indogermanistische Beispiele angeführt. Erhart hat zu diesem Thema sehr instruktive Worte geschrieben:

„Es ist nun unser Vorhaben, eine Geschichte des indoeuropäischen Verbalsystems zu skizzieren, das als ein Netz von Beziehungen aufgefaßt wird – der Beziehungen zwischen den einzelnen Kategorien einerseits und der Beziehungen innerhalb der einzelnen Kategorien (zwischen den diese Kategorien ausmachenden Grammemen) andererseits. Wir befolgen also den glossematischen Grundsatz, wonach die Grammatik als eine Algebra der Beziehungen innerhalb des sprachlichen Systems zu betrachten sei, während der lautliche Ausdruck und der semantische Inhalt eine periphere Stellung einnehmen. Diesem Grundsatz zufolge wird wo möglich eine Auseinandersetzung mit phonologischen und morphologischen Problemen (Akzent, Ablaut, Laryngaltheorie u. dgl.) vermieden. Auch darin unterscheidet sich unsere Arbeit von zahlreichen Studien, die sich eingehend mit der lautlichen Seite der morphologischen Probleme befas-

sen, indem sie ihre Deutungsvorschläge durch Präzisierung der bestehenden oder sogar durch Auffindung von neuen Lautregeln zu stützen versuchen. Andere bemühen sich, ihre Hypothesen von der semantischen Seite aus zu untermauern. Sie berufen sich auf Textstellen aus Rigveda, Homer und anderen uralten Sprachdenkmälern, um ihre Theorie über die älteste Funktion (Bedeutung) der einzelnen grammatischen Formen glaubhaft zu machen. Dieses Verfahren ist zweifellos lobenswert; nur zeigt es sich allzu oft, daß aus diesen alten Texten Argumente für recht verschiedene, ja sogar entgegengesetzte Theorien geschöpft werden (...). Ebensogut können auch phonologisch überzeugend genug unterschiedliche Lösungen eines und desselben morphologischen Problems untermauert werden (...). Besonders das Hethitische bietet einen breiten Spielraum für verschiedene Interpretationen seiner Verbalformen; es gibt z.B. recht verschiedene Äußerungen über die thematische Konjugation, die alle auf der Analyse sprachlicher Fakta fußen! Unser Verzicht auf eine detaillierte phonologische oder semantische Argumentation zugunsten der von uns vorgeschlagenen (oder präferierten) Lösungen ist also zumindest einigermaßen berechtigt. Übrigens hat jede Rekonstruktion des prähistorischen Zustandes einen ausgeprägt algebraischen Charakter; dies gilt sowohl für die phonematischen, als auch für die morphematischen Einheiten einer Ursprache.“ (Erhart 1989, 7f.; in verkürzter Form liest man dies in Erhart 1993, 16)

Man kann in der zitierten Passage zunächst das bestätigt finden, was ich oben erwähnt habe: Die sog. Fakten können an sich kaum endgültig entscheidend sein („es gibt z.B. recht verschiedene Äußerungen über die thematische Konjugation, die alle auf der Analyse sprachlicher Fakta fußen“); das wichtigste ist die Sichtweise des Beobachters, die allerdings explizit in seiner Methode formuliert werden muss, um kontrollierbar zu sein. Weiter wird die Manifestation der Ausdruckselemente (der „phonematischen Einheiten“) sowie die Manifestation der Inhaltselemente (der „semantische Inhalt der morphematischen Einheiten“) als für die Beschreibung der Sprache irrelevant betrachtet. Schließlich liest man bei Erhart, auch die „lautliche Seite der morphologischen Probleme“ sei für ihn ohne entscheidende Wichtigkeit. Auch dies stellt einen wichtigen Berührungspunkt mit Hjelmslev dar, der oft betonte, der konkrete Charakter der Formanten, d.h. der Ausdruckselemente, die sich im Rahmen eines Zeichens auf gewisse Inhaltselemente beziehen, sei für die Definition der betreffenden Inhaltselemente ohne Bedeutung (in die Kasus-kategorie können auch Präpositionen oder die durch die sog. feste Wortfolge ausgedrückten Inhaltselemente eingegliedert werden; die Kategorie des Artikels im Dänischen kann als eine einheitliche Kategorie betrachtet werden, obwohl ihre Elemente in den einen Fällen durch Affixe, in den anderen durch Wörter ausgedrückt werden; u.ä.). Wichtig ist indessen die Beschränkung, die man in Erharts Ausführung findet: „Diesem Grundsatz zufolge wird *wo möglich* eine Auseinandersetzung mit phonologischen und morphologischen Problemen (Akzent, Ablaut, Laryngaltheorie u. dgl.) vermieden.“ Man kann nämlich im Falle einer Ursprache – im Unterschied zu den anderen Sprachen – bei der Beschreibung des Inhaltsplans (der Morphologie) nicht durchgehend, sondern nur *wo möglich* von den Formanten absehen. Diese Tatsache ist vom glossematischen Gesichtspunkt aus folgendermaßen (vereinfachend) zu erklären. Die genetische Sprachverwandtschaft beruht auf gewissen festen Korrespondenzen zwischen den Ausdruckselementen der genetisch verwandten Sprachen (dies ist die operative Definition der genetischen Sprachverwandtschaft). Die Korrespondenzen zwischen den Ausdruckselementen der betreffenden Sprachen lassen sich in ein System zusammenstellen, das – wenn man es real interpretiert – das Ausdruckssystem der Ursprache reflektiert. Wenn zu einem „ursprünglichen“ Ausdruckssystem auch das entsprechende Inhaltssystem (re)konstruiert werden soll, kann man dies nicht durch den Vergleich der Inhaltselemente der betreffenden Sprachen tun (die operative Definition der genetischen Sprachverwandtschaft ermöglicht dies nicht, indem sie sich nur auf die Ausdruckselemente bezieht). Man muss zunächst feste

Korrespondenzen zwischen denjenigen Zeichen feststellen, in denen die korrespondierenden Ausdruckselemente enthalten sind, und erst aufgrund des Vergleichs dieser Zeichen kann man die Korrespondenzen zwischen den Inhaltselementen feststellen, die in den Zeichen eingeschlossen sind, und folglich auch das System dieser Korrespondenzen aufstellen, das wiederum – wenn real interpretiert – das Inhaltssystem der Ursprache reflektiert. Diese (Konstruktions)prozedur ist eben deshalb notwendig, da zwischen den Elementen des Ausdrucksplans und den Elementen des Inhaltsplans keine 1:1-Beziehung besteht. Man kann das Gesagte für banal halten, vor allem vom Gesichtspunkt der klassischen vergleichenden Sprachwissenschaft aus mit ihren vorwiegend transzendenten Zielen, für welche die Konstruktion der Ursprache nur einen leider unumgänglichen Schritt zur Rekonstruktion der Urkultur darstellt. Für denjenigen, der eher sprachlich immanente Ziele hat, ist die explizite Formulierung und das Bewusstwerden dieses Verfahrens jedoch von großer Wichtigkeit.

Man findet das Problem des Übergangs vom Ausdruckssystem zum Inhaltssystem und der daraus folgenden Notwendigkeit der Berücksichtigung des Zeichenaspekts des Sprachgebrauchs auch bei Hjelmslev nicht klar formuliert. Ich möchte anmerken, dass ich dies eben bei der Lektüre der zitierten Passage aus Erhart begriffen zu haben glaube.

2. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen führe ich Beispiele dafür an, wie Hjelmslevs und Erharts Beschreibungs- und Erklärungs-„Instrumente“ etwa aussehen (auch in Erharts Fall geht es hier allerdings nicht um die Instrumente oder Grundsätze der indogermanistischen Rekonstruktion, mit denen sich Erhart auch intensiv befasst hat – vgl. u.a. Erhart 1967; 1976; 1979; 1985; Erhart-Lamprecht 1967 –, sondern eher um das, was durch eine solche Rekonstruktion überhaupt vorausgesetzt wird, das Instrument zur Erfassung der Erfahrungsdaten oder „Fakten“; mit anderen Worten geht es vielmehr um die allgemesprachwissenschaftlichen als um die indogermanistischen oder vergleichendsprachwissenschaftlichen Aspekte der Sache).

Die Möglichkeit eines anschaulichen Vergleichs bietet vielleicht zunächst die Kategorie der Kasus, mit der sich die beiden Gelehrten intensiv befasst haben.

In der „klassischen“ Beschreibung bilden die Kasus ein offenes System, dessen Anzahl von Gliedern nach dem Bedarf der Induktion vermehrt wird. Dagegen bilden die Kasus sowohl bei Hjelmslev als auch bei Erhart ein geschlossenes System, dessen Anzahl von Gliedern nach dem Bedarf der Deduktion vermindert wird, und zwar dadurch, dass in einigen Sprachen Kasusynkretismen vorliegen. Es ist zu anmerken, dass beide Verfahren empirisch sind, aber beide in eine „andere Richtung“ schreiten: Das erstere, induktive, zielt synthetisch von den Komponenten zur Klasse, d.h. von der Anzahl der Elemente zum Umfang der Kategorie; das letztere, deduktive, zielt analytisch von der Klasse zu ihren Komponenten, d.h. vom Umfang der Kategorie zur Anzahl der Elemente in einem konkreten Exemplar der Kategorie. Man braucht vielleicht nicht zu erwähnen, dass das erstere Verfahren die ganze Gefahr der unvollständigen Induktion mit ihrem Nihilismus (als Verzicht auf eine Erläuterung), Apriorismus (als extrasystematischer Erläuterung) und Adhoc-Lösungen in sich enthält.

Der Unterschied zwischen Hjelmslev und Erhart ist durch den Unterschied in ihren Zielen gegeben. Hjelmslev baut eine panchronische (oder metachronische) Theorie auf, welche die allgemeinen Prinzipien des Systems erfassen soll. Erhart baut „nur“ eine idiochronische (oder synchronische) Theorie auf, welche die Prinzipien des indogermanischen Systems erfassen soll. Hjelmslev muss daher ein viel umfangreicheres System konstruieren: Deshalb hat sein Kasusssystem drei Dimensionen (direction oder rapprochement-éloignement, cohérence-incohérence, subjectivité-objectivité) mit jeweils sechs Gliedern, und die maximale Anzahl der Glieder der Kategorie ist gleich der durch die Zahl der Dimensionen potenzierten Zahl der Glieder der Dimension, d.h. $6^3 = 216$ (vgl. Hjelmslev 1935–37). Es sei hinzugefügt, dass in der späteren modifizierten Form der

Theorie die Anzahl der Glieder einer Dimension bis sieben gehen kann und die maximale Anzahl von Kasus somit $7^3 = 343$ ist (vgl. Hjelmslev 1975, 27–29).

Erhart reicht ein weniger umfangreiches System (vgl. Erhart 1970, 108–114; 1990, 105–108; 1993, 17–21). Seine „Erfahrungsdaten“, auf denen er seine „willkürliche und angemessene“ Theorie baut, sind weniger breit als diejenigen von Hjelmslev – sie sind nur indogermanisch. Erharts Kasussystem hat drei Dimensionen mit jeweils drei Gliedern, und die maximale Anzahl der Glieder der Kategorie ist durch das Multiplizieren der Anzahl der Dimensionen mit der Anzahl von deren Gliedern gegeben, d.h. $3 \times 3 = 9$:

		Orientierung		
		+ positiv (die Annäherung)	° neutral (die Ruhelage)	– negativ (das Entfernen)
Inhärenz-Kohärenz	(°) Essiv	<i>Akkusativ</i>	<i>Nominativ</i>	<i>Genitiv</i>
	(+) Inessiv	<i>Illativ-Direktiv</i>	<i>Inessiv-Lokativ</i>	<i>Elativ-Partitiv</i>
	(–) Adessiv	<i>Allativ-Dativ</i>	<i>Adessiv-Komitativ-Instrumental-Soziativ</i>	<i>Ablativ-Dissoziativ</i>

Außerdem lässt Erhart (1982, 94) noch zwei Varianten von E° (Nominativ) zu: Vokativ und Agens oder Ergativ.

Alle Elemente sind also sowohl bei Hjelmslev als auch bei Erhart durch ihre Beziehungen genügend definiert. Diese definierenden Beziehungen sind von zweierlei Art. Einerseits hat die ganze Kategorie gewisse Beziehungen zu den anderen Kategorien im Rahmen des ganzen Sprachsystems, andererseits haben die Elemente gewisse Beziehungen zu den anderen Elementen im Rahmen der gegebenen Kategorie (die ersten Beziehungen sind syntagmatisch, die zweiten paradigmatisch): Das Sprachsystem wird „als ein Netz von Beziehungen aufgefaßt (...) – der Beziehungen zwischen der einzelnen Kategorien einerseits und der Beziehungen innerhalb der einzelnen Kategorien (zwischen den diese Kategorien ausmachenden Grammemen) andererseits“ (Erhart 1989, 7). Es erübrigt sich, die Elemente sowie die Kategorie semantisch oder durch ihre Formanten zu definieren. Sie sollten nichtsdestoweniger benannt werden, damit man mit ihnen überhaupt in der Darstellung des Systems umgehen kann. Es stellt sich jedoch die Frage, wie sie zu benennen sind. Es gibt mehrere Möglichkeiten. Man kann beliebige dem Gegenstand völlig fremde Zeichen benutzen, beispielsweise Ziffern oder Hieroglyphen; daran sind aber die Humanwissenschaftler nicht gewohnt. Man kann auch die Zeichen benutzen, die durch das System selbst motiviert sind, d.h. Zeichen, die aus den Zeichen für die einzelnen Dimensionen zusammengesetzt sind: bei Hjelmslev also z.B. $\beta\beta\alpha$, bei Erhart z.B. E°. Somit würde man indessen auf einen Umweg zu derselben Frage kommen: Wie sind denn die Dimensionen zu benennen? Die verbleibende Möglichkeit ist die üblichste; sie besteht in der Wahl einer Benennung, die semantisch motiviert ist. Diese dritte Möglichkeit bringt jedoch auch erhebliche Probleme mit sich. Zunächst wird so vorausgesetzt, dass es überhaupt eine Semantik der Elemente oder der Kategorie gibt, was vielleicht in der historisch belegten Sprache der Fall sein kann (obwohl man sich bei den grammatischen Inhaltselementen auch hier nicht immer sicher ist, ob sie wirklich eine Bedeutung haben), aber in der rekonstruierten oder eher konstruierten Ursprache unmöglich ist: Hier werden die Bedeutungen der Inhaltselemente von den Bedeutungen der Inhaltselemente der verglichenen genetisch verwandten Sprachen, aufgrund derer das System der ursprachlichen Inhaltselemente konstruiert wird, einfach durch eine Hypothese abgeleitet. Auch wenn man vom besonderen Fall der Ursprache absieht, bleibt dennoch die Frage, wie die semantisch motivierte Benennung konkret zu finden ist.

Man könnte den Eindruck gewinnen, dass es hier um ein Scheinproblem der Terminologie geht. In Wirklichkeit geht es jedoch um das schwerwiegende Problem, wie die Beschreibung der Semantik der relationell definierten Elemente und Kategorien im Rahmen eines deduktiv aufgebauten Systems zu gestalten ist. Nach dem, was oben über die Semantik und ihre Rolle bei Hjelmslev und Erhart gesagt wurde, könnte es scheinen, dass man sich mit der Semantik gar nicht befassen muss. Dies ist jedoch nicht der Fall: Wie irrelevant auch immer die Manifestation der Elemente, d.h. ihre Bedeutung im Inhaltsplan und ihre Aussprache im phonisch manifestierten Ausdrucksplan, für ihre Definition sein mag, die Beschreibung der Manifestation (natürlich wenn es diese überhaupt gibt) bildet trotzdem einen untrennbaren Teil der Beschreibung eines Systems, denn zur exhaustiven Beschreibung eines sprachlichen Systems gehört neben der Beschreibung des Sprachbaus auch diejenige des Sprachgebrauchs, und zwar sowohl in seinem Zeichenaspekt (im Falle der grammatischen Elemente geht es um die sog. formale Morphologie) als auch in seinem Substanzaspekt, d.h. im Inhaltsplan die semantische Beschreibung.

3. Somit komme ich zu einem weiteren Berührungspunkt zwischen Hjelmslev und Erhart. Hjelmslev hat bekanntlich die Semantik der einzelnen Kategorien und die von ihr abzuleitende Bedeutung ihrer Glieder als Durchdringung zwischen der Form und der Welt formuliert, aus der die sprachliche Substanz und der Wert der die sprachlichen Elemente manifestierenden Stoffsegmente hervorgehen. Diese semantische Manifestation oder Bedeutung der Inhaltselemente ist aber nicht wie etwa Jakobsons Gesamtbedeutung aufzufassen, die einen abstraktiven Komplex der einzelnen Anwendungen der Elemente darstellt (denn man kann nie sicher sein, dass alle Anwendungen einbezogen worden sind), sondern diese Bedeutung ist eine Grundbedeutung, eine möglichst abstrakte Entität, aus der sich alle einzelnen Anwendungen deduktiv ableiten lassen. Man kann hier also wieder die deduktiv-analytische Orientierung der glossematischen Beschreibungsprozedur beobachten.

Hjelmslev hat die Grundbedeutung der Inhaltselemente der Kategorie der „Morpheme“ festgesetzt, die grosso modo den Grammemen in anderen Richtungen der Sprachwissenschaft entsprechen, und diese in einer „synoptischen Tabelle“ am Kopenhagener Linguistenkongress im Jahre 1936 aufzeichnet (vgl. Hjelmslev 1959, 157):

Grundbedeutung	intense („nominale“) Kategorien	extense („verbale“) Kategorien
Relation	<i>Kasus</i>	<i>Person</i> und <i>Diathese</i>
Intensität	<i>Komparation</i>	<i>Emphase</i>
Konsistenz	<i>Numerus</i> und <i>Genus</i>	<i>Aspekt</i> (inkl. <i>Tempus</i>)
Realität	<i>Artikel</i>	<i>Modus</i>

Ich glaube, dass es sehr interessant ist, diese Tabelle mit ihrer Entsprechung bei Erhart (1990, 88) zu vergleichen:

Semantische Basis	Kategorie der lexikalischen Sememe	Kategorie der nominalen Grammemen	Kategorie der verbalen Grammemen
Klassifikatoren	Bezeichnung der semantischen Kategorien	Genus (Klasse)	Diathese
Quantifikatoren	Numerale, Adverbien	Numerus	Aspekt

Deiktoren				
anaphorische		anaphorische, interrogative und unbestimmte Pronomina	Bestimmtheit	
subjektive	personale	Personalpronomina		Person
	temporale	Temporaladverbien		Tempus
	lokale	Lokaladverbien		
objektive		Lokaladverbien, Präpositionen	Kasus	
Modalqualifikatoren		Modalpartikeln und -verben		Modus

Auf den ersten Blick scheinen hier keine grundlegenden gemeinsamen Eigenschaften zu bestehen. Man kann vielleicht dennoch etwas finden. Zunächst ist es die Tatsache, dass grundsätzlich dieselbe „semantische Basis“ oder „Grundbedeutung“ für die Kategorien der verbalen und nominalen Elemente vorausgesetzt wird. Weiter kann man bei Erhart – wie bei Hjelmslev – einige nominale Kategorien als Entsprechungen einiger verbaler Kategorien betrachten und umgekehrt. So gehört die Kategorie des Kasus zu den nominalen Deiktoren und die Kategorie der Person zu den verbalen Deiktoren. Am nächsten stehen sich Erharts System und jenes von Hjelmslev offensichtlich in der Betrachtung der Kategorien des Numerus und des Aspekts. In den beiden Tabellen haben diese Kategorien dieselbe Grundbedeutung oder semantische Basis, und man findet auch Übereinstimmung hinsichtlich der Semantik dieser Kategorien: An einer anderen Stelle hat Erhart breiter ausgeführt, warum es für die panchronische Erklärung der Bedeutung der Numeruskategorie in den verschiedenen Sprachen, in denen man mit einer solchen Kategorie rechnen kann, vorteilhaft ist, als semantische Basis die Konsistenz festzusetzen (mit anderen, Hjelmslevs Worten hat er also gezeigt, dass die einzelnen speziellen Bedeutungen der Numeruskategorie und deren Glieder am besten eben aus der Grundbedeutung ‘Konsistenz’ deduktiv abgeleitet werden können). Ebenso hat Erhart gezeigt, dass die Bedeutung der Kategorie des Aspekts die verbale Entsprechung der Kategorie des Numerus darstellt und diese Kategorie auch die Grundbedeutung ‘Konsistenz’ hat. (Vgl. Erhart 1982, 165; 1989, 21; 1993, 45f.) Erhart hat somit die Worte von Hjelmslev bestätigt und illustriert:

„Il va de soi que ces définitions sémantiques doivent être d’un tel degré d’abstraction qu’elles permettent d’expliquer, par une simple déduction, toutes les *variantes* (significations particulières) manifestées et toutes les variantes possibles. Il est évident a priori que la conception traditionnelle, selon laquelle le nombre indique la quantité, le genre indique le sexe, et l’aspect indique le temps, est une erreur fondamentale. Ces faits ne constituent que des variantes qui se manifestent assez souvent il est vrai, mais qui par ailleurs ne se manifestent pas sans exceptions, et qui ne constituent qu’une seule des possibilités renfermées en germe dans la signification générale ou valeur des morphèmes en question.“ (Hjelmslev 1959, 161)

Es gibt indessen offensichtlich auch erhebliche Unterschiede zwischen Erhart und Hjelmslev. So hält Erhart Genus und Numerus, Person und Diathese und Aspekt und Tempus für selbstständige unterschiedliche Kategorien, womit er übrigens implizit mit Hjelmslevs (glossematischen) Kritikern Jens Holt und Hans Christian Sørensen übereinstimmt. Genus und Diathese werden im Unterschied zu Hjelmslev in eine gemeinsame Kategorie eingegliedert. Nicht alle semantischen Basen sind gleich wie bei Hjelmslev. In die Kategorien der lexikalischen Sememe sind auch Hjelmslevs „konvertierte Morpheme“ einbezogen. Dagegen sind in die Kategorie der Grammeme Hjelmslevs Kategorie der Komparation und der Emphase nicht einbezogen, was – wie übrigens

auch die anderen Unterschiede – der traditionellen Auffassung entspricht: Die Komparation pflegt man zu den Wortbildungselementen zu zählen, mit der Inhaltskategorie der Emphase wird gewöhnlich gar nicht gerechnet.

Außerdem ist allgemein hinzuzufügen, dass Erharts Grammeme natürlich nicht völlig Hjelmslevs Inhaltselementen gleichen: Diese sind Teile der Inhaltsseite der Zeichen und eher manifestierte Formen, jene sind reine Formen und an den Rahmen des Zeichens nicht gebundene Elemente. Sie weisen nichtsdestotrotz eine wichtige Parallele in ihrer Definition auf: Erhart (1990, 70, 86) behauptet, zwischen Grammemen und Prosodemen bestehe eine Parallelität. Auch Hjelmslev erklärt, die Inhaltskategorie der Morpheme entspreche der Ausdrucks-kategorie der Prosodeme. Dies hängt offensichtlich damit zusammen, dass Erhart (1990, 15f., 27) Hjelmslevs grundlegende Unterteilung des Sprachsystems in den Inhalts- und den Ausdrucksplan annimmt. Er tut dies zwar nicht unter Verweis auf Hjelmslev, sondern auf Martinets Ausdruck „double articulation linguistique“; jedermann weiß jedoch, dass Martinets doppelte Artikulation der Sprache nur eine originelle Benennung für das darstellt, was Hjelmslev postuliert hat.

4. Mit der Frage der Definition der grammatischen Elemente gelange ich auch zum letzten Punkt, den ich hier kurz erwähne, und zwar zur Grammatikalisierung.

Eines der immer wieder in der europäischen sprachwissenschaftlichen Tradition behandelten Probleme ist der merkwürdige Unterschied zwischen den sog. lexikalischen und den sog. grammatischen Entitäten der Sprache: Man glaubt, einige Elemente der Sprachen – seien es (je nach der allgemeinen Auffassung von der Sprache bei den jeweiligen Forschern) die Zeichen, die Inhalte der Zeichen oder Bestandteile der Inhalte der Zeichen – in diese zwei großen Gruppe verteilen zu können oder sogar zu müssen.

Auch bei Hjelmslev findet man eine solche Verteilung, die mit der traditionellen korrespondiert, wenn auch Hjelmslev aufgrund anderer Prinzipien verfährt und andere Benennungen für seine zwei Kategorien benutzt. Im Einklang mit seiner Sprachtheorie stellt Hjelmslev die zwei grundlegenden Gruppen sowohl im Inhaltsplan als auch im Ausdrucksplan fest, und die Glieder dieser Kategorien werden bei ihm durch die potentiellen Bestandteile der Zeichen gebildet oder genauer durch ausdruckslose Elemente im Inhaltsplan und inhaltslose Elemente im Ausdrucksplan. Die Benennung der Kategorien hat Hjelmslev bekanntlich geändert. Geändert hat sich auch die Eigenschaft, durch welche diese Kategorien definiert sind, aber immer ging es – aus dem Glossematischen in eine allgemein vielleicht verständlichere Sprache übersetzt – um die (primäre oder sekundäre) Fähigkeit der einen („grammatischen“) Elemente die anderen („lexikalischen“) zu verbinden oder in gegenseitige Beziehungen zu setzen (nebenbei sei bemerkt, dass man somit im Inhaltsplan in die Nähe zu Vilém Mathesius gelangt: die grammatischen Elemente sind diejenigen, die primär oder sekundär dem Mathesiuschen syntaktischen „Verknüpfungsakt“, dem Akt des „In-Beziehung-Setzens“ dienen können). Hjelmslev findet also sein Kriterium der Grammatizität nur innerhalb des jeweiligen Plans.

Man kann bei Erhart in diesem Punkt Gemeinsamkeiten und Unterschiede konstatieren. Auch Erhart findet – wie bereits in § 3 angedeutet – Parallelen zwischen dem Inhalts- und dem Ausdrucksplan: In den beiden Plänen gibt es vergleichbare Kategorien, diejenige der Grammeme und diejenige der Prosodeme. Auch der Unterschied wurde bereits erwähnt: Erharts Grammeme sind Teile der Inhaltsseite der Zeichen, nicht ausdruckslose, an Zeichen nicht gebundene Inhaltselemente wie Hjelmslevs Morpheme. Mit dieser zweiten Tatsache hängt dann zusammen, wie Erhart die Grammeme definiert: Erhart berücksichtigt nämlich in der Frage der Grammatizität der einzelnen Elemente nicht nur den Inhalt, sondern auch den Ausdruck.

Im Allgemeinen lassen sich die Grammatikalisierungstheorien (oder Grammatizitätstheorien) in zwei großen Gruppen unterteilen. Die einen Forscher suchen ihre Kriterien der Grammatikalisie-

zung (Grammatizität) nur im Inhaltsplan (wie immer auch dieser aufgefasst wird), die anderen berücksichtigen zudem noch, wie die zu untersuchenden Inhaltselemente ausgedrückt werden. In die erste Gruppe gehört außer Hjelmslev beispielsweise auch Petr Sgall (seine Formulierung der „typologischen Dominanten“ besteht darin, dass gewisse Elemente der sog. tektogrammatischen Ebene – die grammatischen Elemente – in den einzelnen Sprachtypen verschieden ausgedrückt werden, so dass der Ausdruck der grammatischen Elemente für deren Definition als grammatische nicht relevant ist). In die zweite Gruppe gehören die meisten Forscher, die sich in der letzten Zeit so intensiv mit der Frage der Grammatikalisierung befassen, und offensichtlich ist auch Erhart hier einzugliedern.

Es erscheint mir angebracht, die Darlegung der Auffassung der Grammatizität bei Erhart mit derjenigen bei Vladimír Skalička zu verbinden. Gemäß Skalička (1965) haben die grammatischen Elemente (Zeichen) dreierlei Bedeutung oder Funktion (Aufgabe): syntaktische, abstrakte und einreihende. Durch ihre einreihende Funktion gliedern die grammatischen Elemente das durch sie bestimmte lexikalische Element in eine Klasse ein. Auf dieser Funktion gründet sich die konstitutive Eigenschaft der grammatischen Kategorien, und zwar die Obligatorität ihrer Glieder: Jedes lexikalische Element, für das die entsprechende grammatische Kategorie relevant ist, muss mit einem Element der betreffenden Kategorie versehen werden. Die syntaktische Bedeutung oder Funktion eines grammatischen Zeichens besteht darin, dass es auf andere Benennungen verweist, dass durch es bestimmte lexikalische Elemente mit anderen verbunden werden; zugleich kann es auch den Charakter dieser Beziehung angeben. Schließlich macht die abstrakte Bedeutung ein grammatisches Zeichen zu einem Teil der Benennung: Das grammatische Zeichen modifiziert die Bedeutung des lexikalischen Elements, welches durch es bestimmt wird. Sekundär kann allerdings das grammatische Element durch seine abstrakte Bedeutung auch die syntaktische Funktion erfüllen, was bei der Erscheinung der sog. Kongruenz der Fall ist. Es ist wichtig zu bemerken, dass der abstrakte Charakter der grammatischen Elemente relativ ist, d.h. diese sind abstrakter als semantisch verwandte lexikalische Elemente (wobei unter Abstraktheit die Fähigkeit, umfangreichere semantische Felder zu erfassen, zu verstehen ist); der Unterschied in der Abstraktheit zwischen einem lexikalischen und einem grammatischen Element mit derselben semantischen Basis ist somit graduell aufzufassen – im Unterschied zu den ersten zwei Eigenschaften, die auf einer privativen Opposition beruhen.

Erharts Formulierung der Eigenschaften der grammatischen Elemente ist ähnlich (vgl. Erhart 1990, 86). Die Grammeme sind unselbstständig und immer an bestimmte Lexeme gebunden (d.h. sind potentiell klassifizierend). Die Grammeme sind hinsichtlich ihrer Bedeutung wesentlich einfacher als die Lexeme (d.h. sie sind abstrakter) und können auch völlig formal sein, d.h. nur eine syntaktische Beziehung bezeichnen (d.h. sie können syntaktisch sein). Mit der Einfachheit hängt auch die Tatsache zusammen, dass die Inventare der Grammeme meistens geschlossen sind. Der Wandel der lexematischen Elemente in grammatische, d.h. die Grammatikalisierung, hat nach Erhart drei Phasen: 1. Verlust der Selbstständigkeit (das Element beginnt sich an ein anderes Element zu binden), der von der Vereinfachung der Semantik des Elements begleitet werden kann; 2. Generalisierung, d.h. Verallgemeinerung und Obligatorisierung; 3. völlige Formalisierung, d.h. das Element hat nur noch eine syntaktische Bedeutung.

Mit diesen Eigenschaften, die den Inhaltsplan betreffen oder zumindest auf diesen bezogen werden können, lassen sich auch die Eigenschaften verbinden, die den Ausdruck der grammatischen Elemente (Zeichen) betreffen (vgl. Erhart 1993, 21–23, 46f., 54, 65, 95–98). Der abstrakte Charakter der grammatischen Elemente (dem auch die Syntaktizität zugeordnet werden kann) ist dem kleinen Umfang ihrer Ausdrucksmittel günstig. Der kleine Umfang ist wiederum einerseits der Kumulation der Grammeme im Rahmen eines einzigen Zeichens, andererseits der Synonymie

und Homonymie der grammatischen Zeichen günstig. Der obligate Charakter ist dem äquipolenten Ausdruck günstig, d.h. der Absenz von sog. Nullformanten (inkl. der sog. festen Wortfolge), und auch der Gebundenheit des Ausdrucks der grammatischen Elemente, d.h. dem Ausdruck durch Affixe oder Endungen eher als durch Wörter. Hierher gehört auch die Kongruenz: Wenn in einer Sprache die Kongruenz in einem höheren Maße zur Geltung kommt, so heißt das unter anderem, dass jedes Wort durch gewisse Ausdrucksformen (Endungen) obligat begleitet wird, was auch solche Wörter betrifft, die dies nicht unbedingt brauchen. Der semantisch abstrakte Charakter und der geringe Umfang der Ausdrucksform der grammatischen Elemente lassen sich unter den gemeinsamen Begriff der Einfachheit einbeziehen, und mit der Einfachheit ist auch eine weitere von Erhart (1970, 69) vorausgesetzte Eigenschaft der grammatischen Elemente verbindbar, und zwar „die Einheitlichkeit der Bildung“ der Ausdrucksformen, d.h. diese sollen nur durch eine Art der Zeichen gebildet werden (durch Wörter, Affixe, Endungen oder Introflection, aber nicht gemischt).

Aufgrund der Eigenschaften der Ausdrucksform setzt Erhart sogar drei Phasen bis zur völligen Grammatizität fest, in denen die zu beobachtenden Bedeutungen, die den Bedeutungen einiger lexikalischer Elemente entsprechen, verschieden ausgedrückt werden: 1. die kryptogrammatische (Ausdruck durch Wortfolge oder frei anwendbare Wörter); 2. die prägrammatische (Wortfolge und auch Affixe); 3. die semigrammatische (Affixe, aber auch Nullformanten; keine Kongruenz und Kumulation). Man ist geneigt, diese Phasen mit Skaličkas Sprachtypen zu vergleichen: die kryptogrammatische mit dem polysynthetischen oder dem isolierenden, die prägrammatische und die semigrammatische mit dem agglutinierenden. Jedenfalls kann man bemerken, dass Erharts Eigenschaften der grammatischen Elemente auffällig denjenigen des flektierenden Typs (in Skaličkas Typologie) ähneln (vgl. hierzu auch Kurzová 1995). Man kann daher auch Hoskovec (2001, 12) zustimmen:

„Den Aporien der indogermanistischen Rekonstruktionen tritt Erhart mit einem besonderen typologischen Apparat entgegen. Dieser provoziert mit seiner hierarchischen Auffassung, welche die indogermanischen Sprachen an der Spitze der Grammatikalisierungspyramide und damit eigentlich der Intellektualisierung der semantischen Beziehung in der Sprache platziert. Vielleicht können wir Missverständnissen zuvorkommen, wenn wir bedenken, dass wir die Sprachen der Welt durch eine Lupe betrachten, welche alles im Brennpunkt der indogermanischen Sprachen zusammenführt, welche uns am nächsten stehen, in denen wir uns am besten auskennen: Die Welt betrachten wir stets von irgendwoher.“

Es ist ersichtlich, dass sich hier die Situation, die ich in § 2 im Falle von Erharts Untersuchung der Kasus betrachtet habe, in gewissem Sinne wiederholt: Die Theorie ist letzten Endes nicht panchronisch, sondern idiochronisch, was aber im Zweck, zu dem sie konstruiert wurde, seinen Sinn findet. Das Kohärenzprinzip der Wahrheit, auf dem Hjelmslevs Sprachtheorie beruht, ist bei Erhart durch das pragmatische Prinzip der Wahrheit modifiziert. (Nebenbei sei angemerkt, dass im Falle der in § 1 gestreiften Methode des Rekonstruierens diese Modifizierung bei Erhart auch besteht, dass sie aber im Unterschied zum Aufbau der allgemeinen Theorie durch das Korrespondenzprinzip der Wahrheit geschieht (etwas Ähnliches hatte vielleicht Hoskovec 1998, 70 im Auge, als er schrieb: „l'œuvre de M. Erhart (...) montre d'une façon très claire à quel degré la linguistique moderne peut être impregnée à la fois de la pensée structuraliste et de l'optique traditionnelle néo-grammairienne“). Dies kommt im Grunde in zwei Formen zum Ausdruck: einerseits durch die approximative reale Interpretierung der Rekonstrukte als Hypothesen und deren Bewertung hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit (allgemein hierzu vgl. Hjelmslev 1968, 99f.), andererseits auch durch den Verweis auf die Typologie (vgl. Erhart 1967, 228), allerdings die Typologie im Sinne von Jakobson (1958); diese Auffassung der Typologie, die bekanntlich an der Grundlage der Gleichsetzung der Typologie mit der Suche nach den Universalien liegt, wurde von Jakobson

ursprünglich eigentlich als (impliziter) Versuch formuliert, das Korrespondenzprinzip der Wahrheit auch für die (re)konstruierten Sprachen gelten zu lassen, indem nur solche Systeme rekonstruiert werden dürfen, die in nichtrekonstruierten Sprache ihre Analogie finden. Ein solcher Unterschied in der Modifizierung zwischen der allgemeinen Theorie und dem Rekonstruieren scheint auch verständlich: Ersteres stellt ein Mittel zu einem sprachinternen Ziel dar, letzteres wird eher als Mittel zu einem sprachexternen Ziel aufgefasst. Aus einer anderen Perspektive lässt sich sagen, dass die Rekonstruktion eine „singuläre Aussage“ darstellt, und daher auch aufgrund des Korrespondenzprinzips der Wahrheit auf ein Fakt beziehbar ist, während die Theorie eine „komponierte Aussage“ bildet und die Korrespondenztheorie der Wahrheit als Adäquation zu einem Fakt schwierig für sie verwendbar ist.)

Neben dieser Differenz kann man jedoch eine wesentliche Übereinstimmung Erharts mit Hjelmslev finden. Ähnlich wie bei den Kasus soll der Ausgangspunkt auch bei der Grammatikalisierung einfach und klar sein: Den Ausgangspunkt bildet eine definierende Klassensetzung, ein festes System, von dem man zu den Elementen zielt, d.h. man schreitet vom geschlossenen einfachen System der grammatischen Kategorien und ihren Elemente zur Frage nach der Realisierung dieses Systems in den einzelnen Sprachen. Dieses deduktive Verfahren scheint Vorteile auch gegenüber dem induktiven zu haben, welches die heutige Theorie der Grammatikalisierung präsentiert, die einer kohärenten Kontrolle allmählich entgleitet. Auch hier gilt die unauffällige glossematische Inspiration: Die Empirie ist ohne Methode nicht entscheidend, da einerseits die vollständige Induktion unendlich und daher unmöglich und die unvollständige Induktion problematisch ist, und da andererseits die grammatischen Kategorien in der Empirie keine Grenze an sich finden (letzteres hat Skalička mit der Metapher der zweifachen Stilisierung der Welt durch die Sprache erfasst: die grammatischen oder morphologischen Kategorien bilden die zweite Stufe dieser Stilisierung und reflektieren daher die Welt nur mittelbar; vgl. auch Erhart 1967, 229).

Dabei muss jedoch unbedingt ein Kontrollinstrument neben die Methode und dieser zur Verfügung gestellt werden. Hjelmslev findet dieses in seinem „Empirieprinzip“ (die Beschreibung muss widerspruchsfrei, exhaustiv in dem Sinne, dass die Prinzipien zu Ende zu führen sind, und einfach sein), welches auf dem erwähnten Kohärenzprinzip der Wahrheit beruht. Erhart, der wusste, dass man das Korrespondenzprinzip der Wahrheit, das durch die Tradition überliefert wurde, nicht ohne Weiteres anwenden kann, und sich zugleich auch bewusst war, dass das Kohärenzprinzip der Wahrheit manchmal zu wenig „anthropologischen“ Ausführungen führt, versuchte implizit dieses letzte mit dem pragmatischen Prinzip zu modifizieren (übrigens kann hier auch Hans Jørgen Uldall 1957, 33 erwähnt werden: „Not that a theory is in itself either true or false in any other sense than as judged by the Principle of Empiricism; what can be criticised is its expediency, its power of producing laws and predictions, and the control which can thus be derived from it“). Man kann dies je nach Geschmack als faulen Kompromiss und als Resignation der Theorie angesichts der Praxis betrachten. Man kann darin indessen ebenso die Weisheit des Gelehrten erblicken, welcher mehr weiß als die enthusiastische Jugend.

Adolf Erhart war über Jahre hinweg der einzige Repräsentant der tschechischen Indogermanistik, er war jedoch kein alltäglicher Indogermanist, wie es auf der Welt manche gibt. Seine scheinbare Vereinsamung schuf einen Raum zum Nachdenken und Durchdenken, und so entstand ein originelles und inspirierendes Werk. Wie ich zu zeigen versucht habe, ist vor allem das inspirierend, was erst mit einem gewissen Abstand zu sehen ist und was Saussuresche oder Hjelmslevsche Erfahrung genannt werden kann: Angesichts der Aufgabe der indogermanischen vergleichenden Sprachwissenschaft kommt Erhart – wie früher de Saussure und Hjelmslev – zur Überzeugung, dass es für die Arbeit am sprachlichen Material zunächst notwendig ist, eine feste allgemeine

Theorie als Arbeitsinstrument aufzubauen. Diese Theorie findet man bei Erhart nicht in der Form wie bei de Saussure oder Hjelmslev, mehr oder weniger explizit formuliert, außerhalb von Texten zu konkreten Fragen. Erhart hat seine Theorie in seinen indogermanistischen Arbeiten und in seiner Einführung in die Sprachwissenschaft verborgen, es ist jedoch umso spannender, sie zu entdecken (insbesondere in einer Zeit, in der sich die Sprachwissenschaftler häufig mit Themen zu befassen scheinen, bei denen man sich nicht sicher ist, ob noch die Sprache untersucht wird oder nicht). Ich bin überzeugt, dass die Werke der größten Wissenschaftler offen sind.

LITERATURVERZEICHNIS

- ERHART, A. 1967. Cesty a cíle srovnávací jazykovědy [Wege und Ziele der vergleichenden Sprachwissenschaft]. *Listy filologické* 90, 217–230.
- ERHART, A. 1970. *Studien zur indoeuropäischen Morphologie*. Brno. (Opera Universitatis Purkynianae Brunensis. Facultas philosophica. 148.)
- ERHART, A. 1976. Geneze indoevropských jazyků – diferenciace či integrace? [Genese der indogermanischen Sprachen – Differenzierung oder Integration?] *Listy filologické* 99, 193–205.
- ERHART, A. 1979. Jak klasifikovat jazyky? [Wie sind Sprachen zu klassifizieren?] *Sborník prací filosofické fakulty brněnské university A* 27, 21–33.
- ERHART, A. 1982. *Indoevropské jazyky (Srovnávací fonologie a morfologie)* [Indogermanische Sprachen (Vergleichende Phonologie und Morphologie)]. Praha.
- ERHART, A. 1985. U kolébky slovanských jazyků [An der Wiege der slavischen Sprachen]. *Slavia* 54, 337–345.
- ERHART, A. 1989. *Das indoeuropäische Verbalsystem*. Brno. (Opera Universitatis Purkynianae Brunensis. Facultas philosophica. 290.)
- ERHART, A. ²1990. *Základy jazykovědy* [Grundlagen der Sprachwissenschaft]. Praha.
- ERHART, A. 1993. *Die indogermanische Nominalflexion und ihre Genese*. Innsbruck. (Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft. 73.)
- ERHART, A. – LAMPRECHT, A. 1967. K otázce vztahů indoevropských jazyků k jiným jazykovým rodinám [Zur Frage des Verhältnisses der indogermanischen Sprachen zu den anderen Sprachfamilien]. *Slovo a slovesnost* 28, 385–393.
- HJELMSLEV, L. 1935–37. *La catégorie des cas*. I-II. Aarhus & Aarhus – København. (Acta Jutlandica. 7/1, 9/2.) [Reprint: München 1972. (Internationale Bibliothek für allgemeine Linguistik. 25.)]
- HJELMSLEV, L. 1943. *Omkring sprogteoriens grundlæggelse*. København.
- HJELMSLEV, L. 1959. *Essais linguistiques*. Copenhagen. (Travaux du Cercle linguistique de Copenhagen. 12.)
- HJELMSLEV, L. 1968. *Die Sprache*. Übers. von O. Werner. Darmstadt.
- HJELMSLEV, L. 1973. *Essais linguistiques II*. Copenhagen. (Travaux du Cercle linguistique de Copenhagen. 14.)
- HJELMSLEV, L. 1975. *Résumé of a Theory of Language*. Hrsg. von F. J. Whitfield. Copenhagen. (Travaux du Cercle linguistique de Copenhagen. 16.)
- HOSKOVEC, T. 1998. Les relations spatiales et la déclinaison des langues indo-européennes. In: P. Zima & V. Tax (Hrsg.): *Language and Location in Space and Time*. München – Newcastle, 62–84. (LINCOM Studies in Theoretical Linguistics. 07.)
- HOSKOVEC, T. 2001. Proœmium ad Grammaticum. In: Šefčík-Vykypěl 2001, 11–13.
- JAKOBSON, R. 1958. Typological Studies and Their Contribution to Historical Comparative Linguistics. In: E. Sivertsen (Hrsg.): *Proceedings of the Eighth International Congress of Linguists*. Oslo, 17–25 & 33–35. [Reprint in: R. Jakobson: *Selected Writings*. I. 3. Aufl. Berlin – New York 2002, 523–532.]

- KURZOVÁ, H. 1995. Rezension von Erhart 1993. *Listy filologické* 118, 141–146.
- SKALIČKA, V. 1965. Über die Bedeutung der grammatischen Elemente. *Slavica Pragensia* 7, 9–11. (Acta Universitatis Carolinae 1965. Philologica. 1.)
- ŠEFCÍK, O. – VYKYPĚL, B. (Hrsg.) 2001. *Grammaticus. Studia linguistica Adolfo Erharto quinque et septuagenario oblata*. Brno.
- TROST, P. 1973. Rezension von Erhart 1970. *Listy filologické* 96, 251–252.
- ULDALL, H. J. 1957. *Outline of Glossematics*. I. Copenhagen. (Travaux du Cercle linguistique de Copenhague. 10/1.)
- VYKYPĚL, B. 2001. Vorwort. In: Šeřčík–Vykypl 2001, 7–8.

Bohumil Vykypl

Za docentkou Jarmilou Bartákovou (* 18. 5. 1933 Brno, + 22. 7. 2003 Brno)

V minulém roce se završil život kolegyně doc. PhDr. J. Bartákové, CSc., roz. Pikorové. Dětství i studijní léta prožila v Bratislavě, kde absolvovala gymnázium (1944–1952) a Filozofickou fakultu Univerzity Komenského (1952–1957), obor slovenština a ruština. Po absolutoriu nastoupila jako odborná pracovnice Jazykovedného ústavu Ľudovíta Štúra SAV (1957–1961). Provádala se do Brna a v roce 1961 nastoupila jako odborná asistentka pro výuku slovenštiny na tehdejší Katedře českého a slovenského jazyka, slovanské, indoevropské a obecné jazykovědy na Filozofické fakultě Univerzity Jana Evangelisty Purkyně v Brně. Pro české studenty zpracovala v několika vydáních skripta ze slovenštiny s cvičeními, aby dosáhli nejen pasivních, ale i aktivních znalostí slovenského jazyka. Dvakrát následovala svého manžela do Egypta (v letech 1967–1969 a 1973–1975). Tohoto celkem čtyřletého pobytu využila jako možnosti naučit se arabsky a po návratu domů zpracovala skripta arabského písma a základů arabštiny s cvičeními. Výuce arabštiny se pak věnovala v lektorských kurzech na fakultě i v soukromí. Semináře a přednášky ze slovenštiny vedla externě také na pedagogických fakultách v Brně a v Olomouci. Kandidátkou věd se stala v roce 1986, docentkou v roce 1991. V devadesátých letech byl zřízen Ústav českého jazyka a výuka slovenštiny posléze v rámci reformy studijních plánů přešla na Ústav slavistiky. Do důchodu odešla doc. Bartáková r. 1998, ve své činnosti pokračovala na část úvazku a jako externí učitelka téměř do konce svého života.

Odborné zájmy doc. Bartákové se pohybovaly vždy kolem lexika, jeho funkcí a utváření. Ještě na Slovensku spolupracovala na Slovníku slovenského jazyka a věnovala pozornost terminologii několika oborů a zvláštěm jeho tvoření. V českém prostředí její spolupráce s Československým terminologickým časopisem pokračovala (díky profesi svého manžela se zabývala také terminologií leteckou). V rámci katedrového zájmu dopracovat historickou mluvnici o kapitole tvoření slov zpracovala několik statí věnovaných staročeské slovo tvorbě. Třetím a lze říci i nejvlastnějším oborem zájmu doc. Bartákové byla konfrontace češtiny a slovenštiny v zajímavém a nezpracovaném okruhu citově zabarvených slov. Tématem kandidátské disertační práce se stala slovo tvorba expresiv (Expresivní názvy osob z hlediska slovo tvorného). V habilitační práci pak bylo toto téma rozšířeno o materiál slovanských jazyků (Slovanské personální expresiva v konfrontaci). Konfrontaci češtiny a slovenštiny v oblasti slovo tvorby byly věnovány i statí posledních let. (Bibliografie viz SPFFBU, A41, 1993, s. 149–150.)

Doc. Bartáková vychovala stovky studentů, které uměla jakožto výborná učitelka pro svůj předmět získat. V paměti studentů i kolegů zůstane jako bytost přátelská a laskavá, neodsuzující, ale hledající pro každého pochopení. Čest její památce.

Zdenka Rusínová